

# Kommentar

GUDRUN GERSMANN

## Kommentar aus Sicht einer Historikerin

Foto: Simon Büttner



Gudrun Gersmann

**Willkommensformel  
»Open Access«**

Wissenschaftler(innen) sind nicht nur gefräßige Menschen, sie müssen es sogar sein: Denn ein unstillbarer »Heißhunger« auf Bücher, Aufsätze, Artikel in Fachzeitschriften, Kommentare in Blogs etc. ist Ausweis intellektueller Neugierde und mithin elementarer Bestandteil, wenn nicht Voraussetzung wissenschaftlichen Arbeitens. Dass wir uns in den letzten zehn Jahren an einer so reich wie nie gedeckten Tafel des Wissens laben konnten, haben wir jenen aufmerksamen Gastgeberinnen zu verdanken, die in Bibliotheken ebenso wie in großen Förderinstitutionen zu finden sind. Die Willkommensformel, mit der sie uns zu Tische laden, heißt: »Open Access«. Die Mühe, die das Zubereiten der hier servierten Mahlzeiten gekostet hat, nimmt der Gast meistens jedoch gar nicht mehr wahr: An üppige Portionen zu jeder Tages- und Nachtzeit sind wir inzwischen so gewöhnt, dass lautes Wehgeschrei ertönt, wenn statt »nouvelle cuisine« brave Hausmannskost geboten wird oder wenn besagte Tafel nicht alle Wunschgerichte aufzuweisen hat.

Für uns alle ist es inzwischen so selbstverständlich geworden, jederzeit, ob Tag oder Nacht, an jedem Ort der Welt, ob im Büro oder in einer süditalienischen Herberge auf E-Mails, Datenbanken, Bibliotheks-OPAKs oder elektronische Volltexte zugreifen zu können, dass wir diesen Luxus gar nicht mehr richtig zu schätzen wissen. Tatsächlich ist es umgekehrt sogar so, dass uns, wenn die Rundum-Versorgung der Küchenmeister vorübergehend einmal nicht funktioniert, unmittelbare Katastrophenstimmung befällt. Gelegentlich tun wir deshalb gut daran, uns ins Gedächtnis zu rufen, wie mühevoll, langsam und zeitaufwändig das Bibliographieren und Recherchieren für wissenschaftliche Arbeiten vor wenigen Jahren noch gewesen ist.

Von freiem Netzzugriff auf Fachliteratur waren wir in den 1980er und 1990er Jahren noch weit entfernt. Damals, im letzten Jahrtausend, gab es nur wenige Bibliotheken, die über 12- oder gar 24-Stunden Öffnungszeiten verfügten. Als »Bibliothek des Jahres« wäre damals vermutlich keine Uni-Bibliothek, sondern eine der altehrwürdigen europäischen Bibliotheken ausgezeichnet worden, die über große Sammlungen schöner, seltener, kostbarer alter Bücher verfügte. Solche Bibliotheken waren Tempel des Wissens und Orte des gelehrten Rückzugs zugleich, sakrale Orte, die in der Regel keineswegs allen gewöhnlichen Sterblichen zugänglich waren.

In das Innere dieser »Tempel des Wissens« gelangte man früher oft erst nach gewaltigen Anstrengungen: So bildete der Erwerb einer Leserkarte in der berühmten Bibliothèque Nationale in der Rue de Richelieu ein kompliziertes Unternehmen, das sich problemlos über mehrere Tage hinziehen konnte. Selbst dann, wenn man den Eintritt in die heiligen Hallen geschafft hatte, war der Zugriff auf die gewünschten Bücher keineswegs garantiert. Wie oft stürzte es den Leser in Verzweiflung, nach stundenlangem Warten statt der benötigten Werke lediglich die rosafarbenen Bestellzettel zurück zu bekommen, versehen mit kurzen, aber um so grausameren Kommentaren wie »auf unbestimmte Zeit beim Buchbinder«, oder schlicht »nicht auffindbar«.

Man mußte zu diesen Bibliotheken selbst hingehen, um ihre Schätze lesen zu dürfen. Auch in den Zeiten vor der Erfindung des mobilen Telefons war es hier niemals ruhig: Der Leser lebte und arbeitete vielmehr in einer eigentümlichen Geräuschkulisse, in einem abgeschlossenen Kosmos mit seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten. Das Lesen in der Bibliothek war ein Rundum-Erlebnis. Es roch nach Moder, altem Papier und Mottenpulver und gelegentlich nach den nassen Pelzmänteln, die die eleganten Pariser Leserinnen der Bibliothèque Nationale lässig auf ihre Bibliotheksstühle geworfen hatten. Noch auf den Nebenplätzen war das Rascheln der Seiten beim Umblättern zu hören, das Seufzen der »magasiniers«, der Magaziner, die schwere Folianten an den Platz schleppten, oder auch das schwere Atmen der älteren Bibliotheksbesucher. Die grünen alten Bibliothekslampen warfen einen einladenden kleinen Lichtkreis auf die zerschabte und zernarbte Arbeitsfläche, die doch ein bisschen Paradies bedeutete.

DIESE Bibliotheken hatten ihre eigene Stammklientel und eigene Memoria: Jeder Besucher der Bibliothèque Nationale wußte, wo einst Walter Benjamin gesessen hatte und von Gisèle Freund porträtiert worden war. Jeder kannte den Platz, an dem die junge Simone de Beauvoir für ihr Examen gelernt hatte. In den frühen 1980er Jahren tauchte in den heiligen Hallen der BNF gelegentlich sogar noch Michel Foucault in eigener Person auf – an seinem eindrucksvollen, glänzenden kahlen Schädel leicht zu erkennen.

In Paris hatte man damals wenigstens den Trost, Gott respektive Foucault oder anderen »maitres penseurs« leibhaftig begegnen zu können. Als ich in den

**die eleganten Pariser  
Leserinnen**

**Walter Benjamin,  
Simone de Beauvoir,  
Michel Foucault in der BNF**

1990er Jahren meine Dissertation an der Ruhr-Universität Bochum schrieb, hatte ich nicht einmal den. Arbeiten in der Bibliothek, das bedeutete, täglich nur eine begrenzte Zahl an Fernleihen, nämlich genau fünf, abgeben zu dürfen. Das war besonders schwierig für jemanden, der über nicht-deutsche Themen arbeitete, da Fernleihen zur französischen Geschichte des 18. Jahrhunderts zum Beispiel aus der BSB München oder anderen großen deutschen Bibliotheken bestellt werden mußten. Danach hatte man sich auf eine Wartezeit von ungefähr acht Wochen einzustellen – einen Zeitraum, in dem man häufig vergaß, warum man das einschlägige Werk überhaupt hatte einsehen wollen. Nach den acht Wochen schließlich erhielt man oft statt des gewünschten Exemplars lediglich eine schlichte Kopie des Inhaltsverzeichnisses mit der Mitteilung, dass man auf dieser Basis nun entscheiden müsse, ob die Lektüre des Bandes denn wirklich nötig sei. Erst dann werde man es nach Bochum schicken.

Wieviel hat sich im Vergleich zu damals geändert, und in welcher atemberaubenden Schnelligkeit. Erst vor 15 Jahren hat das WWW bekanntlich seinen Siegeszug begonnen. Eine bekannte Studie zum Internet-Gebrauch besagt, dass in spätestens zehn Jahren 95 % der gesamten Bevölkerung der westlichen Welt das Internet nutzen wird, zur Zeit ist es schon mehr als die Hälfte. Die weitere Entwicklung ist absehbar.

Die Bibliotheken haben den medialen Wandel und den Aufstieg der neuen elektronischen Kommunikationsformen von Anfang an mitbegleitet, kommentiert und mitgestaltet, sie waren und sind zugleich ebenso Objekte wie Akteure dieses Prozesses, und sie haben den Weg zu Open Access vielfach in eigener Weise mitgestaltet. Das ist gut und richtig so. Wir Wissenschaftler profitieren davon und möchten die neuen Recherchier-, Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten in unserem Alltag nicht mehr missen. Schon jetzt sind Facebook und Twitter, Google und Wikipedia, E-Journals und Blogs, kollaborative Arbeitsumgebungen, E-Books und Volltextarchive aus universitärer Lehre und Forschung kaum mehr wegzudenken. Es reicht jedoch, dies sei kritisch angemerkt, nicht aus, Texte, Artikel, Bücher und Materialien lediglich Open Access »bereit zu stellen«, – auch wenn es sich dabei um einen anspruchsvollen und noch längst nicht in aller Konsequenz realisierten Wunsch handelt. Vielmehr muß es in Zukunft weit stärker als bisher auch und ge-

rade darum gehen, Techniken des Umgangs mit der Fülle des nun elektronisch Vorhandenen zu entwickeln. Für die meisten Wissenschaftler – und besonders Geisteswissenschaftler – ist die digitale Welt über große Strecken hinweg eine Terra incognita: Viele von ihnen kennen nicht einmal einen Bruchteil des digitalen Angebots (Stichwort »Nutzung der Nationallizenzen«), geschweige denn, dass sie ihren Studierenden diesbezüglich systematische Kenntnisse vermitteln könnten. Das Stichwort »Informationskompetenz« scheint mir hier ein zentrales Desiderat zu umreißen!

Mit Bezug auf elektronische Publikationen (und gar solche, die Open Access zugänglich sind) beschwören pessimistische Zeitgenossen gerne den Untergang des Abendlandes. Versetzt das digitale Zeitalter den Bibliotheken in ihrer traditionellen Form nicht den Todesstoß? Geben wir damit nicht wertvolles kulturelles Erbe preis? Solche, oder so ähnliche Töne sind oft zu hören. Doch das Gegenteil ist der Fall:

Die Konjunktur von E-Books und elektronischen Volltexten stellt die Existenz von Bibliotheken in realen Gebäuden und unter realen Adressen nämlich keineswegs in Frage. Umfangreiche Untersuchungen zur Arbeitsweise der Vertreter der digitalen Bohème haben vielmehr bereits eindrücklich auf das verwiesen, was man als ein Paradox bezeichnen könnte: In dem Maße, wie die Nutzung elektronischer Medien »eigentlich« von Zeit und Raum unabhängig macht, wächst stattdessen die Bedeutung richtiger und erreichbarer »Orte«. Obwohl man weiß, dass die Studierenden heutzutage einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit mit Netzplattformen wie Studi VZ oder Facebook zubringen, zeigt sich überall in den Universitätsbibliotheken das gleiche Bild. Wo man gähnende Leere erwarten könnte, herrscht stattdessen dichtes Gedränge. Im großen Lesesaal der Bayerischen Staatsbibliothek in München muß man am Sonntagmorgen schon sehr sehr früh kommen, um noch einen Platz zu ergattern. Wenn es also nur vordergründig, nicht aber de facto ein Widerspruch ist, dass die Leserzahlen in einer Bibliothek in dem Maße steigen, wie sich das Angebot an elektronischen Schriften ausdifferenziert, so läßt sich daraus ein Plädoyer an die Bibliotheken ableiten:

In dem »Run« auf die Bibliotheksräume spiegelt sich ein neues Verständnis der Bibliothek als sozialer Raum, als Lernort, als Kommunikations- und Kooperationsraum wider, der die Bibliotheken nicht überflüssig macht, sondern, au contraire, mit neuen Herausfor-

**fünf Fernleiherscheine  
pro Tag**

**dichtes Gedränge in den  
Lesesälen**

**Bibliothek als sozialer  
Raum**

der Bibliothekar: wichtiger  
»plus que jamais«

derungen konfrontiert: Genauso, wie man den Bibliothekar früher brauchte, wenn die mit Tinte geschriebene Signatur rechts oben auf der Karteikarte unleserlich geworden war, oder wenn man sich nicht mehr daran erinnerte, wo denn die Bände der »Biographie Annuelle« standen, braucht man ihn heute plus que jamais als Informationsfachmann und »Cicerone« neuen Typs, der uns sicher durch die digitale Unübersichtlichkeit geleitet. Dies halte ich mit Blick gerade auf die Studie-

renden und Nachwuchswissenschaftler für eine zentrale Aufgabe, und dies möchte ich den Bibliotheken sehr ans Herz legen. Du courage!

#### DIE VERFASSERIN

**Prof. Dr. Gudrun Gersmann** ist Direktorin des Deutschen Historischen Instituts in Paris, Hôtel Duret-de-Chevry, 8 rue du Parc-Royal, FR-75003 Paris, Tel.: +33 (0)1 44 54 23 80, Mail: gudrun.gersmann@dhi-paris.fr

# Kommentar

SVEN FUND

## Kommentar aus Sicht eines Wissenschaftsverlegers

Foto: privat



Sven Fund

Die Debatte um Open Access wurde, zumal in den Geisteswissenschaften, in den vergangenen Jahren mit deutlich ideologischem Ton geführt, und zwar sowohl von Befürwortern dieser Art des Publizierens als auch von ihren Gegnern. Dabei haben beide Seiten die Realität zeitweise selbstbegünstigend verkürzt, ohne zur inhaltlichen Lösung des Problems beizutragen.

Es steht außer Frage, dass Open Access der legitime Versuch der Wissenschaftsförderungs-Community ist, als Reaktion auf die Zeitschriftenkrise der 1990er Jahre den als Preistreibern empfundenen Großverlagen ein alternatives Modell entgegen zu stellen. So wundert es nicht, dass zahlreiche Bibliothekare mit Open Access die Hoffnung verbunden haben, bei bestenfalls stagnierenden Budgets den Preisdruck abzumildern.

Vom Ziel her argumentiert ist zu konstatieren, dass diese Hoffnung sich nicht bewahrheitet hat. Das hat systemische Gründe, insbesondere den, dass der Markt der Wissenschaftspublikationen kein vollständig nach den Gesetzen des freien Wettbewerbs funktionieren ist. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler publizieren nach wie vor in Zeitschriften, die im klassischen Abo-Modell verkauft werden, weil die Publikation dort ein sehr hohes Renommee besitzt und damit überdurchschnittlich positive Effekte für den *tenure track* und die Reputation nach sich zieht. Und auch Änderungen in der Forschungsförderungspolitik, die auf das Publikationsmodell Einfluss haben, zeigen bisher wenig Wirkung auf dieses Verhalten. Ob diese Eingriffe legitim sind, mögen andere beurteilen, die aktuelle Debatte in den USA legt eher nahe, dass der dortige Bundesgesetzgeber sie kritisch sieht.

Verlage müssen sich im Umgang mit Open Access vorwerfen lassen, nicht proaktiv genug auf die Forderungen der Wissenschaftsförderungseinrichtungen reagiert zu haben und dies zum Teil immer noch nicht zu tun. Während in den Naturwissenschaften ein großer Teil der Verlage mittlerweile Open Access auf dem »goldenen« Weg als eine vom Autor finanzierte Publikation in etablierten Zeitschriften bietet, halten sich die geistes- und sozialwissenschaftlichen Verlage, insbesondere im deutschsprachigen Raum, über Gebühr bei diesem Thema zurück. Es wäre begrüßenswert, wenn die Branchenverbände die Initiative ergreifen und die Verlage auf die Wissenschaftsförderungseinrichtungen und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zugehen würden und ihnen Modelle für Open Access anbieten würden.

Dass diese Modelle per se nicht den »grünen« Weg des Umsonst-Publizierens meinen können, ist selbstverständlich. Verlage sind Wirtschaftsunternehmen und können nicht nachhaltig Modelle anbieten, die altruistisches Verhalten oder kurzfristige Stiftungsprojekte als Basis haben. Trotzdem stehen sie natürlich in der Pflicht, attraktive Angebote zu machen – und zwar, was Leistungen und Kosten betrifft.

Leider vergessen viele Befürworter von Open Access – auch dies insbesondere im deutschsprachigen Raum –, dass auch der »grüne Weg« Kosten verursacht und mitnichten *for free* zu haben ist. Es sei die These gewagt, dass Verlage kosteneffizienter als eine Forschungseinrichtung ihr Kerngeschäft, das Publizieren, betreiben können. Der Wunsch, alles selber zu machen, ist zwar nachvollziehbar, aber ökonomisch nicht sinnvoll, sondern ein Rückfall aus einer arbeitsteiligen mo-

Verlage sind  
Wirtschaftsunternehmen